

Informationen zum Roman
mit dem ersten Kapitel ‚Bird of Prey‘



Der Einblick in die Geschichte

Beim Tauchkurs lernt der Protagonist die Bundesligaspieler einer Mannschaft kennen, die Deutscher Meister im Unterwasser Rugby werden wollen. Beeindruckt von ihren Fähigkeiten beginnt Léon Preuß ehrgeizig zu trainieren.

Die Geschichte selbst beginnt mit einer Abmachung zwischen einem pfiffigen Gebrauchtboothändler und dem noch unerfahrenen Spieler. Durch diesen Handel kommt Léon an eine heruntergekommene Segelyacht, bei der die Inneneinrichtung verwüstet wurde. Sie wurde Zeugnis einer Tragödie und beim Instandsetzen puzzelt Léon neugierig an den Ursachen der Zerstörung. Er sucht nach Erklärungen, will verstehen was passiert ist. Da wird ihm klar, dass das Schiff für eine ungewöhnliche Mission bestimmt war.

Erst die Bird of Prey, dann ein Stück Leinenpapier und schließlich steht das Erbe von Adam von Bremen, einem Mönch und Kartograph aus dem Mittelalter, im Mittelpunkt. Von den Ereignissen überwältigt erkennt Léon, dass es seinen Verfolgern nicht nur, um die vor 850 Jahren verschollene Handelsstadt Vineta geht.

Alle spüren: *„es geht um mehr..., als nur um versunkene Ruinen.“*

Entschlossen bringt Léon ein schlagkräftiges Team zusammen, um mit ihnen den Geheimnissen einer Sage auf den Grund zu gehen. Mit dem Bergungstaucher und Stürmer Stinger, dem Kommissaranwärter und Weltmeister im Flossenschwimmen Flosse, mit Mira, der klugen und gut aussehenden promovierten Meeresbiologin und dem kleinwüchsigen Tauchlehrer Flocke segelt der Balltechniker und Internetspezialist über die Brandenburgischen Fluss- und Seenlandschaften von Potsdam nach Rügen. Ihr Ziel ist es mit der

„Bird of Prey“ eine Stadt in den Tiefen der Ostsee zu finden, die im Volksmund nur in Sagen und unter Forschern nur auf einer Karte existiert, die vor mehr als hundert Jahren verschwunden ist. Die Seekarte **„Mappa Ordica“**. Mit ihren sportlichen Fähigkeiten tauchen die Freunde in eine rätselhafte Geschichte ein und es scheint, dass sie ebenso unmöglich zu lösen ist, wie für die Berliner Mannschaft den Titel zu holen.

Das Besondere

Der Roman spielt nicht nur an historisch wichtigen Orten zur Wendezeit, sondern konfrontiert den Leser mit den Hürden, die eine Mannschaft nehmen muss, um erfolgreich zu sein. Der Leser ist hautnah dabei. Er schaut den Aktiven über die Schulter und kann mithören, was sich damals hinter den Kulissen zugetragen hat. Ohne es zu merken, lernt der Leser die Regeln dieses Sports kennen und erfährt am Ende alles über die Verwicklungen der Berliner Mannschaft, als sie zum ersten Mal in der Vereinsgeschichte den Titel holten.

Der Stoff bewegt sich auf historischem Boden: nach einer Odyssee von Bedrohung, Verfolgung und Mord wird die sagenumwobene Stadt „Vineta“ mit all ihren Schätzen gefunden. Die geschilderten Handlungsstränge im Hintergrund zeigen die Verwicklungen, in welchen sich der Protagonist zur gleichen Zeit befindet. Hier geht es zum einen um den schwierigen Aufstieg der Berliner Mannschaft und zum anderen um eine attraktive Frau, die die Männerwelt des Sports und des Abenteurers durcheinander wirbelt.

Die versunkene Stadt Vineta

Jeder kennt Vineta als Straßennamen, aber kaum jemand kennt die Sage über die versunkene Stadt an der Ostsee. Im Vergleich zu Atlantis ist das Wissen über das historische Vineta im Allgemeinen gering. Obwohl die Stadt an der heimischen Ostseeküste vermutet wird, hat es noch kein Film oder Roman geschafft die Erkenntnisse auf spannende Weise einem breiten Publikum vorzustellen. Auch Toni Glenn hatte nicht dieses Ziel. Er wollte einen spannenden Roman aus dem Umfeld von Unterwasser Rugby, Tauchen und Segeln schreiben, in dem sich die Romanfiguren mit einer Segelyacht aufmachen ein Abenteuer zu bestehen. Mit der Zeit ist Mehr entstanden. Der Autor beschäftigte sich mit der faszinierenden Sage und strickte mit Phantasie eine ausgeklügelte Handlung mit realem Hintergrund.

Die Fakten

Dieser Roman basiert auf den derzeitigen Erkenntnissen der Forschung über die Suche nach der reichen Handelsstadt Vineta. Im Roman wurden diese mit einer interessanten Theorie erweitert.

Die Sage wurde zum größten Teil übernommen und für den Roman abgeändert.

Der Leser erlebt die authentische Geschichte, wie die Berliner Unterwasser Rugby Mannschaft 2004 Deutscher Meister wurde

Mit der rassigen Segelyacht ‚Bird of Prey‘ beginnt auf der Insel Werder das ungewöhnliche Abenteuer, welches den Leser zum Segeln mitnimmt und ihn über einsame Gewässer und an

Geschichtsträchtige Orte reisen lässt. Der Autor selbst ist ein leidenschaftlicher Fahrtensegler und segelte die im Buch beschriebene Strecke, die er nun dem Leser auf spannende Art näher bringen möchte.

Fachbegriffe aus dem Tauch-, Segel-, und Unterwasser Rugby Sport werden im Text kursiv dargestellt und am Ende des Buches erklärt. Der Roman Mappa Ordica ist somit nicht nur unterhaltsam, sondern vermittelt Wissenswertes über den Sport.

Über den Verfasser des Romans

Als Segler entdeckte und erlebte er die Deutsch / Polnischen Gewässer, den Atlantik, das Mittelmeer, die Karibik und die Ostsee.

Von Jugend an vom Tauchen fasziniert, lernte er nach zahlreichen Sportarten Unterwasser Rugby kennen und lieben. Dreimal wurde er mit der Berliner Mannschaft Vizemeister und 2004 Deutscher Meister.

Nach erfolgreicher Tätigkeit als Unternehmer lebte er eineinhalb Jahre auf einer Yacht in Florida, USA, die er für die Reise, von Miami über den Golfstrom in die Bahamas, Turks & Caicos, Dominikanische Republik und Karibik ausrüstete. Auf den zahlreichen Törns gegen Wind, Strömung und Wellengang entstand das Manuskript ‚Mappa Ordica‘.

Und nun wünsche ich viel Spaß beim Probelesen des ersten Kapitels.

Erstes Kapitel ‚Bird of Prey‘

Mit einem Plong... öffnet sich eine Nachricht auf dem Bildschirm des Laptops. Ein Termin für heute, Mittwoch, den 20. Januar 1999, wird angekündigt. Léon erwacht nur langsam, als würde er aus der schwerelosen Tiefe des Meeres kommen. Auf dem Sofa liegend befühlt er die schmerzende Stelle am Kopf. Der lichtdurchflutete Raum verengt seine Augen zu schmalen Schlitzern, die ihn nur langsam die Wirklichkeit erkennen lassen. Müde und angestrengt gleitet sein Blick durch das Zimmer, weicht dem Licht aus und bleibt auf der gebogenen Fensterfront hängen. Beim Aufrichten spürt er in all seinen Muskeln ein Ziehen. Bitter ist das. Doch es sind nicht die Schmerzen, die ihn plagen; eine bleierne Schwere scheint den Körper in seiner Bewegung zu lähmen. Mit einem trägen Griff fischt er ein paar Socken aus dem Aktenschrank, noch einmal ein beiläufiger Blick auf die Termininfo.

Ohne Frühstück setzt sich Léon in seinen Wagen und macht sich auf den Weg. Er mag diese verträumte, ruhige Insel mit den alten Häusern, krumm und schief gebaut, durch dessen Mauerwerk manchmal ein verkrüppelter Baum wächst. Er fährt über eine Brücke, hält an und steigt in einer mit Holzbuden gesäumten Gasse aus. Vor den Buden stehen große Räucheröfen und an den vom Qualm geschwärzten Sims hängen getrocknete Fischköpfe. Sie stehen Spalier und weisen im Sommer den Weg ins Inselvergnügen.

Jetzt ist es eiskalt. Der Zernsee ist zugefroren und Léon befürchtet, dass der Schnee seine schwarz polierten Lederschuhe aufweicht. Geduldig muss er warten und versucht sich an den bärtigen Mann zu erinnern, der auf der Düsseldorfer Bootsmesse so viel Interesse an der drahtlosen Internettechnik gezeigt hatte. Wartend und frierend blickt Léon auf die Eisfläche des Sees hinaus. Der Ruf einer Nebelkrähe verhallt und der Wind pfeift ihm erbarmungslos um die

Ohren. Schließlich macht er kehrt und stapft dem Bootsgelände entgegen.

Auf der Wiese stehen zahlreiche Segelyachten auf schmalen Kielen. Jedes Boot wird durch vier Stahlstützen in der Balance gehalten. Das Gras ist vom Schnee gepudert, nur unter den Booten, die unter den Planen geduldig auf den Sommer warten, befindet sich noch trockener Boden. Fröstelnd atmet Léon tief durch und schaut sich einen wuchtigen Rumpf aus nächster Nähe an. Wäre da nicht der tonnenschwere Kiel, würde die Yacht mit ihrer bauchigen Form wie ein Fass im Wasser rollen. Léon liebt es, die Kielformen der Schiffe zu vergleichen.

Als er träumend an der Bordwand hochsieht, hört er Schritte durch den Schnee knirschen. Léon dreht sich um, und sein Kunde kommt schmunzelnd mit ausgestreckter Hand auf ihn zu.

„Ich dachte eigentlich, dass sie mir etwas verkaufen wollen und nicht ich Ihnen“, beginnt Fischer das Gespräch.

„Genug Geld müsste man haben“, antwortet Léon noch von der Segelyacht träumend.

Nach einem kräftigen Händedruck vergräbt Fischer die Hände in seinen weiten Hosentaschen, zieht an seiner Seemannspfeife und lässt nachdenklich den Rauch aus den Mundwinkeln abziehen.

„Sie sind doch Ingenieur und mit Technik vertraut?“

Mit der linken Hand rafft Léon den Wollmantel enger und merkt dabei, wie seine Schuhe im Schneematsch feucht und seine Füße kalt werden.

„Ja - und?“, fragt er ungeduldig, um zu erfahren, worauf sein Gegenüber hinaus will. Er wendet sich bereits, um Herrn Fischer zum Gehen zu drängen.

„Was für eine Yacht soll es denn mal werden?“

Léon ist überrascht, dass sein Kunde ihn nicht gehen lässt. Bei einer Tasse heißen Tees würde es ihm gefallen, eine

Detailbeschreibung seines Traumschiffes zu liefern. Jetzt aber friert er und weiß nichts mit dem Interesse eines Gebrauchthändler anzufangen. Kurz und knapp fällt daher seine Antwort aus.

„Ein Segelschiff.“

„Es gibt viele Wege, um an ein Boot zu kommen“, entgegnet Fischer freundlich.

Léon wird neugierig. Denn – welche Möglichkeiten gibt es, eine Yacht zu erwerben, wenn nicht mit viel Geld?

„Verfügt man nur über geringe finanzielle Mittel, schaut man sich nach einem reparaturbedürftigen Schiff um“, erklärt Fischer mit einem verschmitzten Blick aus pfliffigen grauen Augen.

Hm, denkt Léon, aber auch eine reparaturbedürftige Yacht wird nicht billig sein. Enttäuscht sieht er in den trüben verhangenen Himmel und sagt dann, um höflich zu bleiben: „Sicher, mir ist aber noch nie etwas Passendes untergekommen.“

„Vielleicht habe ich da was für sie. Dort drüben, in der alten Bootshalle, steht in der hinteren Ecke die ‚Bird of Prey‘, diese Yacht würde zu Ihnen passen“, pariert Fischer mit glitzernden Augen und zeigt mit der ausgestreckten Hand in eine Richtung am Wasser. „Es ist ein besonderes Schiff, welches über einen hydraulischen Hubkiel verfügt. Durch diese Konstruktion kann es tiefe und auch flache Gewässer befahren. Kommen sie doch einmal mit“, fordert Fischer Léon auf, ohne ihm die geringste Chance zu lassen, abzulehnen.

Er packt Léon an der rechten Schulter und führt ihn zu einem Blockhaus am Ufer. Bevor Léon etwas sagen kann, ist Fischer in der Hütte verschwunden. Als er kurz darauf wieder herauskommt, hält er eine Taschenlampe und einen Messinganhänger mit Schlüsseln in der Hand. Diesen überreicht er Léon und bemerkt knapp: „Sie können sich ruhig Zeit lassen, unsere Zusammenarbeit läuft nicht davon!“

Verdutzt liest Léon den eingravierten Bootsnamen ‚Godewind 1932‘ und betrachtet das geprägte Wappen auf dem Kopfende des

zylindrischen Anhängers - ein Art Ritterschild, durch ein breites Kreuz in vier Feldern geteilt. Überrascht und ohne ein weiteres Wort geht er wie ferngesteuert in die Richtung der alten Bootshalle. Er ist froh, seine eiskalten Zehen bewegen zu können und der Anlass, weshalb er sich mit Fischer treffen wollte, ist in diesem Moment vergessen. An der Halle angelangt, schiebt er mit einem polternden Geräusch das große Holztor zur Seite und blickt in einen schwarzen Raum, in dem selbst die Wände nicht zu erkennen sind. Es riecht nach rohem Holz und frischem Lack, so, wie er es schon oft gerochen hat. Erst nach und nach können seine Augen ein paar Gegenstände erkennen. Er entdeckt eine Werkbank mit Gläsern, voll gestopft mit gebrauchten Pinseln, und neben dem Schraubstock liegen verrostete Werkzeuge, die sich durch den dicken Staub kaum von der Werkbankoberfläche abheben. Schließlich haben sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt, und so lassen sich im hinteren Teil der Halle drei Boote ausmachen, die durch das fahle Oberlicht ein wenig beleuchtet werden. Léon sucht nach einem Weg, um in die hinterste Ecke zu kommen. Er geht an einem *Langkieler* vorbei. Dahinter, fast verdeckt von einem Motorboot, wird eine hochgezogene *Kielbombe* sichtbar, wie sie bei Rennyachten verwendet wird. Er nähert sich langsam. Schnell wird sie sein, denkt Léon, denn er kann an der steilen Bugform erkennen, dass beim Bau des Schiffes auf eine lange Wasserlinie Wert gelegt wurde. Der Rumpf ist schwarz, am Heck unterhalb der weißen Designlinie steht mit weißen Buchstaben der Schiffsname ‚Bird of Prey‘ geschrieben. Um auf das Schiff klettern zu können, zieht Léon ein leeres Ölfass mit lautem Getöse heran. Nach Halt suchend greift er beim Aufsteigen mit seiner linken Hand in eine weiche, pelzige Masse. Eklig ist das! Eine tote Katze. Angeekelt reibt er seine Hände an einer Holzlatte. Er nimmt diese in die Hand und fegt den Kadaver mit Schwung von der Heckplattform, wobei

ihm der süßliche Geruch der Verwesung in die Nase kriecht. Flach atmend steigt er auf das Fass, von dort auf die Stufen der Heckplattform. Oben im Cockpit schlägt er die halbzerrissene Plane zur Seite. Trockener Staub erfüllt die Luft. Fingerdick liegt der Schmutz auf dem Teakdeck. Das zersprungene Kompassglas lässt auf einen miserablen Zustand des Schiffes schließen. In der Steuersäule fehlen alle nautischen Instrumente. Nur die Form der offenen Aussparungen lässt vermuten, welches Gerät dort einmal eingebaut war. Mit dem Schlüssel schließt Léon das Türschott auf und schiebt die Einstiegsluke vom *Niedergang* mit einem schleifenden Geräusch weit nach vorne. Bevor er hinuntersteigt, wischt er sich mit einem auf dem Boden liegenden Lappen eine Stelle zum Hinsetzen frei, massiert seine vor Kälte schmerzenden Fingern und hört, wie das Schmelzwasser von dem Wellblechdach der Halle rinnt. Mit der Taschenlampe leuchtet er von oben in das Schiff hinein. Die Mahagoniverkleidung hängt von den Wänden, zahlreiche Bücher, Leinen und die nautischen Geräte aus der Steuersäule liegen wild verstreut auf dem Boden. Léon steht auf, mit eingezogenem Kopf klettert er Stufe um Stufe den *Niedergang* hinunter und taucht in den Bauch des Schiffes ab. Seltsam, auch hier wird er den süßlichen Verwesungsgeruch nicht los. In allen Räumen stehen die Schränke und Schubladen weit offen, selbst die Polster der Sitzbank sind zerfetzt und der weiße Schaumstoff liegt verteilt auf dem Boden umher. In der *Nasszelle* ist der Spiegel zerbrochen und das Waschbecken wurde mit Gewalt heraus gerissen. Bei jedem Schritt knirscht es unter seinen Füßen. Vorsichtig sieht sich Léon in dem Chaos um. Am Navigationstisch fällt sein Blick auf ein vergilbtes Foto, auf dem eine rosafarbene Villa zu sehen ist.

Merkwürdig bei all dem Durcheinander ist, dass die elektronischen Geräte wie *Echolot*, Windmesser, Radar, *GPS* und das Funkgerät zwar gewaltsam ausgebaut, aber nicht entwendet wurden. Sie liegen zerstreut am Boden. Kein normaler Eigner würde so sein

Schiff verlassen, auch wenn ihm der Spaß am Segeln gründlich vergangen sein sollte. Léon ahnt! Da selbst der Gasherd der *Pantry* nicht mehr an seinem üblichen Platz ist, wird es Monate dauern, dieses Schiff wieder in Ordnung zu bringen. Dennoch! Ein Segelschiff dieser Größe hat er noch nie vorher von innen gesehen und die ‚Bird of Prey‘ ist genau die Art Schiff, die sich Léon für sich vorstellen könnte.

Zeitvergessen klettert er von der Yacht und begibt sich wieder zum Gebrauchtboothändler. Im Büro angekommen, findet er Fischer beim Telefonieren vor. Als Fischer ihn hereinwinkt und das Gespräch beendet, setzt sich Léon auf einen Stuhl an seinen Schreibtisch. Fischer schenkt Léon eine Tasse Tee ein und gibt einen Schuss Rum dazu.

„Sie scheint Ihnen gefallen zu haben“, beginnt Fischer das Gespräch und sieht dabei auf die Uhr an der Wand.

„Was ist mit diesem Schiff passiert?“

Fischer wirkt unschlüssig, betrachtet Léon eindringlich, bevor er antwortet.

„Eine Tragödie.“

Dann macht er eine Pause und überlegt wieder.

Erwartungsvoll setzt sich Léon auf die vordere Kante des quietschenden Stuhls.

„Der Eigner kam auf fürchterliche Weise zu Tode“, beginnt Fischer zu erzählen.

„Ein Mord?“, poltert Léon ungeduldig heraus.

„Schlimm war das. Es geschah vor neun Jahren, seitdem steht die ‚Bird of Prey‘ in der hintersten Ecke der Halle. Kein Mensch hätte damals geglaubt, dass dieses wunderbare Schiff einmal so vor sich hin modern würde“, beginnt Fischer umständlich die Geschichte zu erzählen.

„Was ist passiert?“, drängt Léon ihn.

„Mein Freund Robert Sander wurde von den Mördern im Salon an die *Maststütze* gebunden und schließlich mit der bordseitigen *Winskurbel* erschlagen.“

Fischer macht wieder eine Pause, wartet, damit Léon etwas sagen kann.

„Was wollten die von ihm?“

„Das hat sich die Polizei damals auch gefragt. Sie befragten die Familie und deren Angehörige. Nur den Grund der Tat haben sie nie erfahren. Sie tappten im Dunkeln und nach Jahren legten sie den Fall zu den Akten, obwohl unser Bootswart relativ genaue Angaben machen konnte. Er beschrieb einen der Täter als kräftigen Mann mittleren Alters, der ihm deshalb auffiel, weil er über den Steg an Land humpelte.“

„Er wurde verletzt?“

„Das nimmt auch die Kriminalpolizei an.“

„Wem gehört die ‚Bird of Prey‘ jetzt?“

„Die Schwester erbte damals die noch neue Yacht. Da sie aber in Miami lebt und seit Jahren keine Hallenmiete gezahlt hat, wurde mir klar, dass sie dieses Schiff nicht mehr wollte“, stöhnt Fischer, dabei zieht er wieder an seiner Pfeife. „Schließlich musste ich die Yacht übernehmen, weil keiner ein Schiff haben will, das nach Mord und Verwesung riecht. Das ist jetzt lange her. Und nun ist Staub der wahre Eigner.“

„Es war sicherlich ein schönes Schiff“, erwidert Léon verträumt, so, als wenn es sich um eine Frau handelte, deren jugendliche Schönheit mit den Jahren verblasst ist.

Er setzt sich zurück und macht es sich im Stuhl bequem.

„Ja, eine herrliche Yacht – und das könnte sie wieder werden.“ Bei diesen Worten sieht Fischer Léon hoffnungsvoll an.

„Sie sagten sie sei ein besonderes Schiff.“

„Richtig! In dieser Form wurde sie nur einmal gebaut. Ich erinnere mich noch gut, als das Schiff geliefert wurde, denn so viel

Hydraulik hatte ich vorher an einer Yacht noch nicht gesehen. Begeistert, wie ich war, führte der Eigner mir den hydraulischen *Jüttbaum* vor. Per Knopfdruck konnte er damit den Mast alleine legen. Dabei erzählte mir Robert Sander von seinem *Törn*, den er damals plante.“

„Wo wollte er denn hin?“

„Nach ‚Vineta‘“, presst Fischer die Lippen zusammen.

„‚Vineta‘, die versunkene Stadt an der Ostsee. Die gibt es doch gar nicht.“

„Der Legende nach schon.“

„Und wie wollte Robert Sander das anstellen? Eine Stadt finden, die nie real war.“

„Das wollte mir Robert nicht verraten. Dennoch glaubte er sie zu finden.“

„Glauben sie, dass es die Stadt je gegeben hat?“

„Wenn, dann würde ich nach ihr suchen.“

„Hm... , was passiert jetzt mit dem Schiff?“

„Wenn sie wollen, können sie die ‚Bird of Prey‘ haben.“

„Ich kann die Yacht haben?“, wiederholt Léon die Worte von Fischer und spürt sein Herz pochen, weil sich Wunsch und Wirklichkeit für ihn nicht mehr trennen lassen.

„Wenn sie sich die Reparaturen zutrauen, dann treffen wir eine Vereinbarung!“

Ungläubig hört Léon ihn sagen: „Kein Geld!“ Dabei beugt sich Fischer vor, blickt ihm ernst, aber mit wachen Augen ins Gesicht und zündet sich wieder seine Pfeife an.

„Wie soll ich das verstehen, was meinen sie mit Vereinbarung?“, stammelt Léon.

„Ganz einfach. Sie kümmern sich hier um die WLAN Technik und um die ‚Bird of Prey‘, dafür dürfen sie die Yacht nutzen, so oft und so lange, wie sie möchten. Und noch etwas. Jeder Besitzer soll seine Yacht über das Internet betrachten

können. Dazu brauchen wir Webcams auf dem Gelände und auf allen Stegen.“

Von den Forderungen überrascht, sieht Léon Fischer sprachlos mit weit aufgerissenen Augen an. Seine Gedanken rasen. Er kann nicht klar denken, überlegt angestrengt, erkennt dann die Gelegenheit.

„In Ordnung! Machen wir es so!“, schlägt Léon begeistert ein.

Nach ein paar Formalitäten verabschiedet er sich von Fischer. Vor Kälte und Aufregung zitternd setzt er sich fassungslos in seinen Wagen, startet den Motor und macht sich auf den Heimweg. Er fährt Landstraße, langsam, unkonzentriert. Seine Gedanken arbeiten, können nicht verarbeiten, was eben geschah. Er versucht sich an den gestrigen Tag zu erinnern, spürt plötzlich wieder die Schwere seines Körpers, befühlt die raue Wunde an der Nasenwurzel.

In seinem Kopf arbeitet es noch immer, als er den Wagen vor seinem Büro abstellt und die Eingangstür aufschließt. Wie gewohnt leert Léon seine Hosentaschen und findet den Anhänger mit dem Bootsschlüssel darin. Er hatte vollkommen vergessen, den Schlüssel zurückzugeben, aber dann fällt ihm ein, dass der jetzt ihm gehört. Léon wird langsam bewusst, dass er nun tatsächlich über eine Yacht verfügt, auch wenn diese noch für lange Zeit auf dem Trockenen stehen wird.

Gleich am nächsten Morgen vereinbart Léon mit Fischer einen Termin. Er will die ‚Bird of Prey‘ nach draußen *verholen*, damit er sie bei Tageslicht einer genaueren Bewertung unterziehen kann. Nur wenig später ist Léon vor Ort. Fischer, sein Gehilfe und Léon packen sofort an. Es dauert den halben Tag, einen Weg durch die voll gestellte Halle zu bahnen. Mit dem Traktor fährt Fischer einen Trailer unter das Boot und zieht die Yacht von ihrem Schlafplatz. Draußen stellt er das Gespann vor der Halle ab. Als das Schiff schließlich im

Sonnenlicht steht, kann Léon die Beschläge, die sich an Deck befinden, kaum erkennen. Der Staub liegt zentimeterdick auf den Aufbauten und Léon beschließt, den Schmutz mit einem Dampfstrahlgerät zu beseitigen. Staub und Spinnweben haben das Schiff in all den Jahren wie eine Patina bedeckt sowie eine zähe Schicht gebildet, die er nun mit der Kraft des Wasserdrucks beseitigt. Wasserdampf steigt auf und schon bald ahnt Léon, welche Arbeit auf ihn zukommen wird. Endlich hat er am Heck die letzte Stelle frei gespült, er stellt das knatternde Gerät ab und wartet bis sich der Sprühnebel verzieht. Das Wasser perlt von der Bordwand, da beginnt der tiefschwarze Rumpf wie ein Spiegel zu glänzen. Léon klettert die Leiter hoch. Oben betrachtet er zufrieden das tadellose Teakdeck. Wie ein Schuljunge fühlt er die gleiche ungetrübte Freude, als er erkennt, dass die ‚Bird of Prey‘, bis auf die Instrumente in der Steuersäule, von außen nur wenig beschädigt ist. Dennoch wird er Wochen brauchen, um festzustellen, was fehlt, defekt ist oder nur gereinigt werden muss.

Beim Aufräumen fällt ihm wieder das alte Foto mit der Villa in die Hände. Er hält es hoch und entdeckt darauf zwei Männer. Lustig, denkt Léon sich. Bei dem einen ist der weiße Bart genauso in der Mitte geteilt wie der scharfe Scheitel auf dem Kopf. Der andere wirkt mit Zwirbelschnauzbart, aufrechtem Blick und Stock in der rechten Hand aristokratisch.

Als die Arbeit für diesen Tag getan ist, holt sich Léon eine Thermoskanne mit Kaffee aus seinem Wagen, kommt zurück und setzt sich hoch oben hinter das Steuerrad. Beim Trinken spürt er, wie das heiße Getränk ihn innerlich wärmt. In Gedanken versunken betrachtet er das Deck, bis sein Blick auf die goldgelbe *Hutmutter* des Steuerrads fällt. Sie ist verschrammt und matt. Dagegen scheinen die Speichen des Steuerrades, ohne einen

Kratzer, wie neu zu sein. Die Mutter ist aus Messing, das Steuerrad selbst aus Edelstahl, und Léon ist sich sicher, dass Form und Stil genauso wenig zusammenpassen wie der alte zylindrische Anhänger zum Zündschlüssel der ‚Bird of Prey‘. Mit einem kräftigen Ruck lässt sich die Hutmutter mit der Hand abschrauben, und Léon beschließt, sie zum Polieren mit nach Hause zu nehmen. Er steckt sie in seine Hosentasche und klettert von Bord. Da er Fischer nicht sehen kann, macht er sich ohne zu verabschieden auf den Weg.

Ein Stück Leinenpapier

Donnerstagabend. Léon sitzt an seinem Schreibtisch. Er leert seine Taschen, betrachtet den Schlüsselanhänger und die in Form und Farbe ähnelnde Hutmutter. Der zylindrische Anhänger aus Messing ist groß genug, um dem daran hängenden Bootsschlüssel im Wasser Auftrieb zu geben. Spielerisch schiebt er den Zylinder in den Gewindeeingang der Hutmutter und wundert sich: „Es passt genau.“

Der Zylinder und die Hutmutter haben die gleiche fleckige Patina gebildet. Nur die Gravur ‚Godewind 1932‘ hat durch die Jahre stark gelitten. Dennoch sind der Name und der tiefe Prägestempel des Wappens auf der Stirnseite noch gut zu erkennen. Mit der Lupe entdeckt Léon eine feine, kaum sichtbare Ringnut, welche das Wappen einfasst, während die Mutter an einer Seite mit einer abgeflachten *Kalotte* verschlossen ist.

Schließlich beginnt Léon mit seinem Laptop im Internet zu surfen und die Webseiten der Onlinezeitungen füllen seinen Bildschirm. Er stöbert in den Archiven der Nachrichtenblätter, in jedem Artikel verweist ein neuer Link auf den ungeklärten Mord an Robert Sander. Er war der Sohn eines Historikers, und Vermutungen weisen darauf hin, dass der Mord mit dem Erbe des Vaters zu tun hatte.

„Erst gefoltert, dann mit der Winskurbel erschlagen“,

titelte die „Berliner Zeitung“.

„Sohn des berühmten ‚Vineta‘ Historikers wurde auf seiner Yacht ermordet. Der Mörder konnte mit einer Verletzung am Bein entkommen“,

hieß es da weiter. Während Léon in Gedanken versunken die Zeitungsartikel studiert, stützt er seinen Kopf auf die rechte Hand. Er zieht den Anhänger des Bootsschlüssels mit einem saugenden Geräusch aus der Hutmutter und schnippt mit einem Fingernagel rhythmisch dagegen; dabei nimmt er ein dumpfes Echo des Fingerklopfens wahr. Nachdenklich betrachtet er den durch die Jahre abgegriffenen Anhänger und die dazu passende Messingmutter.

„‚Godewind 1932‘“, liest Léon und murmelt den Bootsnamen leise vor sich hin.

Die Ringnut lässt ihn stutzig werden. Ein Gedankenblitz schießt ihm durch den Kopf. Daraufhin fasst Léon den Entschluss, den Anhänger zu öffnen. Er geht in den Keller, holt eine Rohrzange aus dem Werkzeugschrank, legt sie aber wieder zurück, da er sich sicher ist, dass er damit nur den schönen Zylinder zerstören würde. Am Schreibtisch steckt er beides wieder zusammen. Unter Druck beginnt er den Zylinder zu drehen, da rastet der Zylinder mit einem Klicken wie ein geheimnisvoller Schlüssel ein. Er beginnt die Mutter zu drehen, bis der Deckel in der Mutter stecken bleibt und er den offenen Zylinder herausziehen kann. Bröselige Schnipsel fallen auf den

polierten Schreibtisch. Mit der Pinzette zieht er vorsichtig ein Stück steifen Stoff heraus. Vorsichtig rollt Léon den rissigen Fetzen aus. Zahlen in geschwungener Schrift, geschrieben mit bleicher Tinte, sind zu lesen.

Léon kann mit diesen Zahlen nichts anfangen und steckt den Fetzen zurück in den Zylinder. Er schraubt den kleinen Behälter zu, um ihn in seiner Tasche zu verwahren.

In dem Moment, als Léon wieder auf den Bildschirm sieht, hört er jemanden eine Arie singen. Puccini im Treppenhaus macht Léon neugierig. Er öffnet die Tür. Flocke steht mit Zimmermannshut davor, einen, wie ihn die Wandergesellen auf ihren Reisen tragen. Anstatt ihn sofort darauf anzusprechen, schmunzelt Léon in sich hinein.

„Eine Klingel brauchst du jedenfalls nicht“, sagt Léon stattdessen.

„Leere Büroflore mit guter Akustik animieren mich zum Singen“, gibt Flocke seine Schwäche zu und stellt Léon neugierig eine Frage: „Arbeitest du hier oder wohnst du hier?“

„Beides. Zuerst habe ich hier gearbeitet und dann hat es sich nicht mehr gelohnt am Abend nach Hause zu fahren.

„Aha, du lebst in einem Wohnbüroturm?“, fügt Flocke an, um die Sache auf die Spitze zu treiben.

„Wohnbüroturm“, wiederholt Léon verdutzt. „Der Architekt nennt es Rotunde. Mag sein, dass er von einem Leuchtturm inspiriert wurde, aber die gebogenen Wände und der Blick in alle Richtungen ist wohl der Grund, warum ich mich hier so wohl fühle.“

„Im Büro wohnen, das ist nichts für mich“, sagt Flocke und Léon denkt was er dazu meint.

Er weiß, dass viele diesen Lebenswandel für merkwürdig halten, besonders Frauen, weil sie keine Gemütlichkeit wahrnehmen können. In fünf Zimmern, in denen es keinen rechten Winkel gibt, stehen

Schreibtische mit großen Computerbildschirmen darauf. Nur ein Zimmer ist anders. Eine Couch aus Leder dient Léon als Bett. Der Schreibtisch über Eck, der große helle Wandschrank und die gebogene Fensterfront mit Blick auf das Filmgelände Babelsberg dominieren den ansonsten kargen Raum. Flocke nickt beeindruckt. Léon schnappt seine Sporttasche, dann machen sie sich auf den Weg.

Pünktlich um 20.15 Uhr sind Léon und Flocke vor dem Schwimmbad am Hüttenweg. Sie treten durch die Eingangstür und sehen zwölf Männer auf den Bänken in der Eingangshalle sitzen. Vor ihnen stehen große Sporttaschen, und bei einigen liegen Trainingsflossen darauf. Sofort wird Flocke von den Spielern mit seinem Spitznamen begrüßt. So erfährt Léon, dass ihn alle wegen seines gedrungenen Körpers Flocke nennen.

Léon bemerkt, dass er von einem mittelgroßen Spieler von Kopf bis Fuß gemustert wird. Léon wüsste gerne, was der jetzt über ihn denkt. Er ist sich aber sicher, dass er nicht wegen seines sympathischen Lächelns so in Augenschein genommen wird und versucht den Blick des Blondens zu ignorieren. Sein Blick wandert. Er entdeckt Flocke zwischen den großen Typen stehen und ihm wird plötzlich klar, was der Zimmermannshut bezwecken soll. Egal wie groß die Typen auch sind, ihn kann man mit diesem Hut einfach nicht übersehen. Als ein weiterer Spieler Léon mit geneigtem Kopf und wandernden Pupillen beobachtet, kann Léon einer Frau nachfühlen, die soeben von einem Mann mit den Augen entkleidet wird. Obwohl das hier offensichtlich nichts mit Anmache zu tun hat, fühlt sich Léon unwohl in diesem Maße unter die Lupe genommen zu werden. Er ist sich sicher, dass diese Musterung nicht dazu dient, das sexuelle Beuteregister abzugleichen, sondern dazu, die spielerische Leistungsfähigkeit einzuschätzen. Für Léon ist es

eine beängstigende Vorstellung sich mit dem blonden Kerl, der mindestens zwanzig Pfund mehr auf die Waage bringt, unter Wasser zu prügeln und ist in diesem Moment sehr froh, dass er nur zum Zuschauen gekommen ist.

Ständig kommen weitere Spieler hinzu und fast jeder erkundigt sich bei Flocke, wer der Neue ist.

Nur zögerlich informiert Flocke die Fragenden und er antwortet so, als wenn er es bedauert, ihn mit hergebracht zu haben.

„Er ist bei mir im Kurs.“

Schlagartig verlieren sie das Interesse an dem Neuling. Léon wird klar, das Wort Kurs bedeutet hier nichts anderes als blutiger Anfänger und macht ihn für alle unsichtbar. Mit dieser Tarnkappe beobachtet Léon die Spieler und ihm fällt auf, dass jeder Ankömmling mit unterschiedlichem Respekt begrüßt wird. Kurz darauf gehen alle gemeinsam in den Umkleideraum, und Léon ist sich sicher, dass die gegenseitige Wertschätzung mit den spielerischen Qualitäten zu tun haben muß. Schon deshalb beginnt auch er die Körper der Spieler wie die Rumpfe der Boote zu vergleichen.

Auf dem Weg zum Duschaum wird viel und laut geredet. Dazwischen hört Léon die Bemerkung eines brustbehaarten Spielers, der gerade die Badehosen über seine Knie streift: „Mensch, du hast aber „Biopreen“ zugelegt.“

Peinlichst berührt betrachtet der seinen Bauch, an dem Léon nichts Fettleibiges erkennen kann. Sein Brustkorb ist ausgeprägt, hat gut trainierte Oberarme und ist sonst eher von schlanker Natur. Dennoch nimmt er die Bemerkung mit einem selbstkritischen Blick entgegen.

„Mit 28 Jahren darf ich mir langsam eine Wärmeisolierung gönnen?“

Léon glaubt die körperliche Fitness jedes einzelnen Spielers einschätzen zu können. Er stellt fest, sich nicht daran erinnern zu können, so viele gut trainierte Körper auf einmal gesehen zu haben.

Aber auch korpulente Typen sind dabei. Da bemerkt Flocke Léons einschätzenden Blick. Er erklärt ihm beim Gang zum Duschaum, dass die Dicken unter Wasser ihr Gewicht nicht spüren, aber ihre Kraft voll einsetzen können und sie deshalb durchaus ernst zu nehmende Spieler sind. Unter der Dusche wird noch lauter geredet, um das laufende Wasser zu übertönen. Ein Spieler schreit gar seinen Duschnachbarn von der Seite an, während gegenüber ein anderer Spieler von einer ungewöhnlichen Geschichte berichtet.

„Schon gehört? Im Stechlinsee haben sie Knochen gefunden. Der See wurde wegen der Ermittlungen zum Tauchen gesperrt“, berichtet der Spieler in blauer Badehose.

„Den See kenne ich. Ich habe vor drei Wochen in dreißig Metern Tiefe eine Kuh gesehen! Der Kadaver war voll mit Aasfressern. Wir haben den Behörden nichts gesagt, weil sie das Tauchen für Monate verboten hätten“, erzählt derjenige mit weißer Badehose und fragt dann weiter. „Wird die Sache aufgeklärt?“

„Ist schon geschehen. Das ist der Hammer. Ein Jagdhund hat die Kuh in den See getrieben, wobei sie dann ertrunken ist“, berichtet der Spieler in blauer Badehose.

Léon wird übel und dabei fragt er sich, ob die Zwei diese Geschichte gerade für ihn erfunden haben, um seine Ekeltauglichkeit zu prüfen. Rasch beendet Léon das Duschen und versucht sich abzulenken, indem er an die Show denkt, die ihm gleich geboten wird. Er betritt die Schwimmhalle, findet aber keine Badegäste vor. Das Wasser ist unberührt und das Becken aus Edelstahl gibt dem Training eine gewisse Exklusivität. Die Sonne scheint durch die Fensterfront und bringt die riesige Metallfläche zum glänzen. In dem Moment, als ein Spieler seinen Fuß zur Temperaturmessung in das Wasser eintaucht, werden die Lichtstrahlen durch die Miniwellen tausendfach gebrochen und in

den Raum flackernd reflektiert. Am Sprungbecken angekommen wird Léon von einem Spieler mit abgetragenen Ärmelschonern angesprochen. Auch von ihm wird Léon gemustert, aber dieses Mal mit geringschätzigerem Blick als noch zuvor. Er fragt Léon mit ruhiger Stimme, was er bisher Sportliches gemacht hat, und Léon erzählt ihm, dass er von Fußball bis zum Kampfsport alles Mögliche probiert hat. Nickend fragt Jörg Léon, ob er nicht gleich mitspielen will. Auf diese Frage ist Léon nicht vorbereitet und möchte nur ungern darauf eine Antwort geben. Stattdessen schaut Léon fragend zu Flocke hinüber. Da aber Flocke nur die Lippen zusammenpresst und die Augenbrauen gleichzeitig mit den Schultern hochzieht, ist von ihm keine Antwort zu erwarten. Zum Glück fällt Léon ein, dass er keine Ausrüstung hat und ist froh, doch nicht spielen zu müssen. Kurzerhand ruft Jörg in die Richtung der anderen: „Hat jemand Ersatzflossen dabei?“

Prompt bekommt er von einem Spieler, der sich sein Grinsen offensichtlich nicht verkneifen kann, die schelmische Antwort: „Aber natürlich!“

Kurz darauf hält Léon ein altes Paar Flossen und eine an den Glasrändern vom schwarzen Schimmel angegriffene Taucherbrille in seiner Hand. Am Schnorchel ist eine Beißwarze abgebissen und das Rohrstück wurde mit Tapeband nur dürftig repariert. Als Léon die geliehene Ausrüstung mit angeekeltem Gesichtsausdruck in Augenschein nimmt, kann er noch den Satz vom Eigentümer vernehmen: „Behandle es ordentlich, gutes Equipment, bekommt man heutzutage nur schwer!“

Léon ist damit sofort klar, dass eine Reklamation nicht angebracht ist. Er setzt ein krampfhaft freundliches Lächeln auf und ihm bleibt nichts anderes übrig, als nach den Spielregeln zu fragen. Die Erklärung folgt prompt und fällt für Léons Vorstellung unerwartet simpel aus.

„Es gibt keine!“, ...*Im Buch geht es dann weiter.*

Vorbestellung und Konditionen

Um der natürlichen Skepsis vorzubeugen, ist der Autor bereit das volle Risiko zu tragen, denn die Vorbestellung verpflichtet nicht zum Kauf. Vereine und deren Mitglieder können das Buch bestellen und ansehen. Sollte jemanden das Buch nicht gefallen, kann er es innerhalb von 10 Tagen problemlos zurückschicken. Wer unter der E-Mail Adresse ballverlag@web.de vorbestellt, kann ein Buch zum Preis von **€16.90** bekommen. Die Kosten für den Versand und für die Verpackung sind im Preis schon enthalten.

So wird das Buch günstiger!

Bei einer Sammelbestellung von gleich drei Büchern gibt es ein viertes Buch, als **Geschenk**, obendrauf. So wird der Aktive oder der Verein mit einem kostenlosen Exemplar belohnt. Oder durch vier geteilt, ergibt sich ein Buchpreis von nur noch **€12,68** für jedes Buch.

Bei der Bestellung bitte den Name und die Postanschrift nicht vergessen.